
GRENZERFAHRUNG
EINER SCHULKLASSE

04

OST? WEST?
NACHWENDEKIND!

10

ZUM MITMACHEN:
DEUTSCHLAND SINGT

19

30 JAHRE DEUTSCHE EINHEIT



04

PROJEKT 89

Grenzerfahrung
statt Klassenzimmer

16

LIEBES DEUTSCHLAND ...

Ein Pole und eine Spanierin schauen
auf 30 Jahre Einheit

06

ZWEI STIMMEN – EINE EINHEIT

Olaf Scholz und Marion Brasch
im Interview



10

OST? WEST? NACHWENDEKIND!

Denken junge Erwachsene noch in alten
Ost-West-Kategorien?

18

VERBINDEN STATT TEILEN

Reste der Mauer
stehen in ganz Europa

14

LEBENSGEFÜHL EINHEIT

Zahlen und Fakten
auf einen Blick

19

VIELE STIMMEN, EINE BOTSCHAFT

Deutschland
singt

Impressum

Herausgeber: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, 11044 Berlin **Redaktion:** Dr. Johannes Dimroth
Druck: Krögers Buch- und Verlagsdruckerei GmbH, Industriestraße 25a, 22880 Wedel **Gestaltung:** Zum goldenen Hirschen
Berlin GmbH, 10997 Berlin **Bildnachweis:** Titel, S. 2, 10, 14–15, 18–19: Katerina Voronina; S. 3: Bundesregierung/Kugler;
S. 4–5: Marvin Ibo Güngör; S. 6, 8: photothek.net/Trutschel; S. 12–13: Körper-Stiftung/Svea Pietschmann; S. 16: photothek
net/Gaertner; S. 17: Burkhard Peter **Redaktionsschluss:** 27. Juli 2020





LIEBE LESERINNEN UND LESER,

heute, im 30. Jahr der deutschen Einheit, sind Ost und West zusammengewachsen. Aber sind wir tatsächlich eins? Viele wirtschaftliche und soziale Daten sagen Ja. Doch fühlen wir uns auch eins? Viele Ostdeutsche wünschen sich mehr Interesse und Respekt für ihre Lebensleistung und den Bruch, den das Ende der DDR für ihren Lebensweg bedeutet hat.

Im vergangenen Jahr, in dem sich der Mauerfall zum 30. Mal jährte, haben wir mehrere Projekte mit dem Ziel gestartet, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen zu stärken, unter anderem die Dialogreihe „Deutschland im Gespräch“. Wie wollen wir miteinander leben? Wie Vorurteile abbauen? Wie sich füreinander interessieren? Diesen auch politisch wichtigen Fragen haben sich zahlreiche Bürgerinnen und Bürger in ost- und westdeutschen Partnerstädten gewidmet – bis die Coronavirus-Pandemie die Gesprächsreihe jäh unterbrach.

Die Pandemie stellt uns alle in Deutschland vor große Herausforderungen. Bisher sind wir relativ gut durch die Krise gekommen. Zu verdanken ist

das vor allem der großen Bereitschaft so vieler Menschen, unvermeidliche Einschränkungen mitzutragen. Ausgerechnet in diesem Jubiläumsjahr – 30 Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung, die den Gewinn lange entbehrter Freiheiten im Osten unseres Landes bedeutete – mussten wir unsere Freiheitsrechte massiv einschränken. Das Virus ist für uns alle, auch für mich, eine demokratische Zumutung.

Dennoch erfüllt es mich mit Zuversicht, wenn ich sehe, wie viel Solidarität die Deutschen landauf und landab zeigen. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir mit diesem Gemeinsinn auch diese Krise meistern und überwinden werden. Und die Politik wird hierzu ihren Beitrag leisten. Das kann und darf ich für die Bundesregierung versichern.

Angela Merkel

Bundeskanzlerin

PROJEKT 89:

GRENZERFAHRUNG STATT

KLASSENZIMMER

1.400 Kilometer in 9 Tagen entlang der ehemaligen innerdeutschen Grenze laufen? Wer bitte hat eine solche Idee? Ein Sportlehrer natürlich. In diesem Fall Marco Hübner und sein Kollege, Geschichtslehrer Matthias Klein. Gemeinsam mit ihren Schülerinnen und Schülern der Henriette-Breymann-Gesamtschule in Wolfenbüttel wollen sie „Grenzen erkennen – Grenzen überwinden“.

Fassungslos stehen die Jugendlichen in Mödlareuth einer Mauer gegenüber. 28 Jahre lang markierte sie den Grenzverlauf zwischen Ost und West. „Ich fand sehr beeindruckend, dass das Dorf einfach in zwei Teile geteilt worden ist, dass die Menschen, die eine Gemeinschaft waren, so getrennt worden sind. Das ist, glaube ich, echt ein schlimmes Gefühl, wenn man in dieser Zeit hier gelebt hat“, sagt Tabea Müller, Schülerin der 12. Klasse, als sie später über diesen Moment nachdenkt.

GESCHICHTE ERLAUFEN

Geschichts- und Politikunterricht endlich mal nicht im Klassenzimmer, sondern „laufend“ erleben – das war das Ziel des Projekts 89. In Orten wie Mödlareuth kamen die Schülerinnen und Schüler aus dem niedersächsischen Wolfenbüttel der Geschichte ganz nah.

Haben deutsch-deutsche Geschichte erlaufen:
Tabea Müller und Henry Böddeker

Doch zurück an den Anfang, 22. August 2019: Jugendliche, Lehrer und Eltern versammelten sich auf dem Schulhof in Wolfenbüttel. Ausgerüstet mit einheitlicher Laufbekleidung, guten Laufschuhen, Isomatten und Schlafsäcken starteten 47 Schülerinnen und Schüler, 7 Lehrerinnen und Lehrer sowie 7 Elternteile, um das scheinbar Unmögliche in die Tat umzusetzen.

„Wir wollten etwas tun, wir wollten daran erinnern, was für ein Privileg es ist, in einem vereinigten Land aufzuwachsen. So entstand der Grüne-Band-Lauf, in dem wir die gesamten 1.400 Kilometer der innerdeutschen Grenze ablaufen wollten“, erklärt Tabea das Projekt.

Zunächst ging es mit Kleinbussen zum eigentlichen Startpunkt im Dreiländereck zwischen der ehemaligen DDR, der früheren Bundesrepublik und der damaligen Tschechoslowakei – genau dort, wo von 1949 bis 1989 die innerdeutsche Grenze verlief, die Deutschland 40 Jahre trennte. Tabea erzählt, für sie sei es beeindruckend gewesen, an diesem Ort, in einem kleinen Waldstück, zu stehen und sich nicht vorstellen zu können, dass hier einmal die Grenze war. „Ich konnte mich an diesem Ort frei bewegen – im Gegensatz zu den Menschen, die die Teilung Deutschlands miterlebten.“



Elena Ossege: Grenzen gibt es nur in meinem Kopf.



EINE ATEMBERAUBENDE ZEIT

Pure Freude und Enthusiasmus habe er gefühlt, als der Lauf am 23. August startete, erzählt der Schüler Henry Bötdeker. Zum einen, weil es ein wirklich einmaliges Projekt gewesen sei. „Keiner von uns wusste, ob es tatsächlich gelingen würde und welche atemberaubende Zeit wir gemeinsam durchleben würden.“ Zum anderen, „weil wir stellvertretend für viele Menschen in die Freiheit liefen, die es nicht über die ehemalige Grenze geschafft haben“.

In einem Stück waren die 1.400 Kilometer natürlich nicht zu schaffen. In Vierer-Teams liefen die Jugendlichen mit je einem Lehrer in einem 24-Stunden-Staffellauf den ehemaligen Todesstreifen ab. Auch nachts waren die Teams unterwegs: Zwei Schüler des Teams liefen, zwei weitere sowie der Lehrer fuhren mit dem E-Bike und wechselten sich mit den Laufenden unterwegs ab. Ungefähr nach 20 Kilometern übergab das eine Team den „Staffelstab“ (ein grünes Stoffband) an das nächste.

AUS ERSTAUNEN WURDE ERKENNEN

Aber natürlich ging es nicht nur darum, die Kilometer zu bewältigen, sondern auch in die deutsch-deutsche

Geschichte einzutauchen. Nicht nur in Mödlareuth, auch auf dem Brocken oder in Eisfeld trafen die Jugendlichen auf Menschen, die ihnen über ihr Leben in der DDR und das Leben an der Grenze berichten konnten. Aus Staunen oder Ungläubigkeit der Schülerinnen und Schüler wurde ein Nachdenken und Erkennen. Bei einem Gespräch mit dem Leiter des örtlichen Museums in Eisfeld habe er sich privilegiert gefühlt, erzählt Henry. „Privilegiert, weil ich niemals wissen muss, wie es ist, im eigenen Land eingesperrt zu sein oder jemanden zu vermissen, der nur zwei Meter neben mir wohnt.“

Doch in Gesprächen mit Jugendlichen seien keine Unterschiede mehr zu erkennen, „egal, ob die jungen Menschen aus Eisfeld, Salzwedel oder Wolfenbüttel stammen“, sagt Marco Hübner, der Sportlehrer, der mit seiner Idee Geschichte erlebbar gemacht hat.

ÜBER DEN BROCKEN IN DIE OSTSEE

Zur Halbzeit der Tour stand kein Bergfest auf dem Plan, sondern die „Erstürmung“ des Brockens im Harz. Die gesamte Schule war zur Unterstützung angereist, 800 Schülerinnen und Schüler begrüßten auf 1.141 Metern ihre Grenzläufer. Am 31. August erreichten die Läufer die Ostsee. Müde, ausgelaugt und mit Blessuren, dafür aber glücklich und stolz auf das Erreichte – so sprang das gesamte Team des Grüne-Band-Laufs der Henriette-Breymann-Gesamtschule in Boltenhagen ins Meer.

Elftklässlerin Elena Ossege, die ihre Mitschülerinnen und Mitschüler als Reporterin begleitete, fasste das Erlebte für sich so zusammen: „Ich habe durch dieses Projekt gelernt, dass es keine Grenzen gibt, außer die in meinem Kopf.“

ZWEI STIMMEN – EINE EINHEIT

Jubelnde Menschen und ein Fahnenmeer vor dem Reichstag – zum Mauerfall und dem Tag der Deutschen Einheit haben viele die gleichen Szenen im Kopf. Gerade für die Menschen aus der ehemaligen DDR bedeutete die Wendezeit aber oft große Umbrüche in ihrem Leben. Im Westen blieb gefühlt vieles, wie es war.

Bundesfinanzminister Olaf Scholz und die Journalistin Marion Brasch haben sich unseren Fragen gestellt – er in Hamburg aufgewachsen, sie in Ost-Berlin.



**„WIR BRAUCHEN
RESPEKT
VOREINANDER.“**

OLAF SCHOLZ

ist Bundesfinanzminister und Vizekanzler. 1958 in Osnabrück geboren, wuchs er in Hamburg auf. Zur Wendezeit war er bereits politisch engagiert. Er hat nach dem Mauerfall in Ostdeutschland als Anwalt für Sozialpläne und Beschäftigungsgesellschaften gekämpft.

Können Sie erkennen, ob ein Ostdeutscher oder ein Westdeutscher vor Ihnen steht?

Nein. Da würde man sich auch ziemlich schnell vertun.

Gibt es keine spürbaren kulturellen Unterschiede mehr zwischen Menschen aus Ost und West?

Ich sehe dies weniger als Unterschied, sondern eher als kulturellen Gewinn. Meine Frau Britta Ernst und ich leben seit mehr als zwei Jahren in Potsdam, da erlebe ich das häufiger. Ich wusste zum Beispiel nichts von Gerhard Gundermann, dem Liedermacher und Baggerfahrer aus der Lausitz: Tagsüber arbeitete er im Braunkohle-tagebau, abends stand er auf der Bühne. Seine Musik höre ich jetzt häufiger, erst recht nachdem ich den Film von Andreas Dresen gesehen habe.

Was bedeutet die Wiedervereinigung für Sie persönlich?

Der Fall der Mauer und die Wiedervereinigung waren nicht nur ein großes Glück, sie waren auch große Befreiungsmomente, die unser Land bis heute prägen. 1989 waren wir Zeitzeugen der einzigen wirklich gelungenen demokratischen Revolution in Deutschland. Die Bürgerinnen und Bürger der DDR haben sich ihre Freiheit erkämpft. Demokratie kommt ja nicht einfach über uns, sondern von uns. Das ist damals gelungen mit dem mutigen Einsatz der Männer und Frauen, die für die Freiheit buchstäblich auf die Straße gegangen sind. Dafür sollten wir alle sehr dankbar sein.

Vor 30 Jahren sind die Grundlagen für die Währungsunion gelegt worden. War das damals die richtige Entscheidung?

Willy Brandt hat das klug formuliert: „Es wächst zusammen, was zusammengehört.“ Dieser Satz

bringt es kurz und präzise, fast philosophisch auf den Punkt. Und er bringt auch den Willen der überwältigenden Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger damals zum Ausdruck. Sie wollten die Einheit und sie wollten die Wirtschafts- und Währungsunion. Bei der Herstellung der Einheit hat es natürlich auch Probleme gegeben. So sind viele Arbeitsplätze in dieser Zeit verloren gegangen, unzählige Betriebe mussten schließen. Das hätte ich mir anders gewünscht. Ich habe damals als junger Anwalt für Arbeitsrecht Gewerkschaften und Betriebsräte überall im Osten beraten. Da bin ich tollen Leuten begegnet und habe gesehen, wie sie für ihre Betriebe gekämpft haben. Oft wären andere Lösungen besser gewesen als die Abwicklung.

Hat der Westen seine Dominanz damals zu sehr ausgespielt?

In manchen Branchen im Westen gab es damals eine Art Goldgräberstimmung. Nicht selten waren die Folgen davon nicht gut. Deshalb bin ich überzeugt, dass unsere Gesellschaft solidarisch sein muss, wenn sie eine gute Zukunft haben will. Gerade die Corona-Pandemie zeigt doch eindrucksvoll den Wert eines solidarischen Gemeinwesens und eines leistungsstarken Sozialstaats. Wir brauchen Respekt voneinander und für die Lebensleistung eines jeden. Die Frage, ob es einem gut geht oder nicht, ist keine Frage, die nur individuell zu beantworten ist. Das Glück oder das Unglück des und der Einzelnen geht uns alle etwas an – als Gesellschaft.

Nur wenige Ostdeutsche haben es bisher in Spitzenpositionen geschafft. Auf Bundesebene sind es nur 1,7 Prozent. Woran liegt das?

Die Gründe sind sicherlich sehr unterschiedlich, aber 30 Jahre nach der Wiedervereinigung ist dieser Wert beschämend gering. Deshalb sind

diese Zahlen eine deutliche Aufforderung mit-zuhelfen, dass sich daran rasch etwas ändert und mehr Ostdeutsche auch in Spitzenpositionen kommen.

In Deutschland nimmt der Rechtsextremismus zu. Viele halten das für ein ostdeutsches Phänomen. Stimmt das?

Das hat mit Ost und West aus meiner Sicht rein gar nichts zu tun. Im Übrigen gibt es auch im Westen unseres Landes Rechtsextremismus – der Mord am Regierungspräsidenten Walter Lübcke fand im nordhessischen Kassel statt. Und wenn wir uns bei unseren europäischen Nachbarn einmal umschaun, in Schweden, Dänemark, Finnland, Norwegen, den Niederlanden oder auch Österreich: Auch dort sind rechte, populistische Parteien in den vergangenen Jahren erstarkt. Es ist ein breiteres Phänomen in unseren westlichen Industrieländern, das vielleicht eine gewisse Unzufriedenheit und Angst ausdrückt. Das heißt aber nicht, dass man sich damit abfinden sollte – wenn jemand Vorurteile beschwört, wenn jemand mit faschistischen Thesen oder mit rechtsextremen Positionen auftritt, gilt es klar gegenzuhalten. Unser Ziel muss sein, eine Gesellschaft zu schaffen, bei der alle das Gefühl haben: „Da habe ich einen Platz.“

Herr Minister, fühlen Sie sich heute ostdeutsch, westdeutsch oder gesamtdeutsch?

Ich bin eher typisch norddeutsch. Deshalb fühle ich mich in Potsdam und Brandenburg ganz wohl. Land und Leute sind dort gar nicht so viel anders als zum Beispiel in Hamburg und Umgebung.



**„ICH WOLLTE EINE
ANNÄHERUNG
AUF AUGENHÖHE.“**

MARION BRASCH

wurde 1961 in Ostberlin geboren und arbeitete in der Wendezeit beim Jugendsender DT64. Heute ist sie Moderatorin bei radioeins (rbb) und Schriftstellerin. Braschs Vater hatte verschiedene politische Ämter in der DDR inne. Ihre drei älteren Brüder rebellierten gegen Vater und Staat, sie selbst habe erst spät angefangen, „Position zu beziehen“, so Brasch. Ihre Geschichte hat sie im Roman „Ab jetzt ist Ruhe“ verarbeitet, 2018 kam der Dokumentarfilm „Familie Brasch“ ins Kino.

Frau Brasch, spüren Sie heute noch kulturelle Unterschiede zwischen Menschen aus Ost und West?

Kaum noch. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Aber natürlich sind wir geprägt von den Bedingungen, in denen wir gelebt haben. Und die sind zwar auch von Gesellschaftssystemen abhängig, aber auch vom sozialen und familiären Umfeld, in dem man aufwächst.

Was bedeutet die Wiedervereinigung für Sie persönlich?

Sie war eine große Zäsur, denn wie für die meisten Leute aus dem Osten hat sich auch mein Leben auf existentielle Weise verändert. Dennoch habe ich die DDR unbeschadet überstanden und bin ohne größere dramatische Brüche im Westen angekommen. Ich hatte Glück.

Sie fühlten sich nicht durch den Fall der Mauer und die deutsche Einheit befreit?

Der Begriff der Freiheit ist interessant. Sie sprechen natürlich zu Recht von fundamentalen demokratischen Freiheiten, die in der DDR fehlten. Natürlich gab es nicht wenige Menschen, die wegen ihrer politischen Überzeugungen unter Druck gesetzt oder sogar eingesperrt wurden. Und dennoch behaupte ich, dass es auch Freiheit gab. Eine sehr subjektive Freiheit, die ein buntes Leben hinter grauen Fassaden ermöglichte. Und ich musste mir keine Gedanken machen, wie ich über die Runden komme. Ich habe 43 Mark Miete bezahlt, eine Fahrkarte kostete 20 Pfennig, eine Kino-karte 2 Mark – sich nicht um seine Existenz sorgen zu müssen, ist auch eine Form von Freiheit, finde ich.

Haben Sie sich über die Wiedervereinigung gefreut?

Ich wollte die Wiedervereinigung nicht. Jedenfalls nicht so. Ich gehörte zu denen, die die Idee hatten, man könne die DDR reformieren und zu einem demokratischen, offenen Staat umgestalten, dem die Leute nicht weglauen, sondern in dem sie gerne leben wollen. Und dann eine behutsame Annäherung auf Augenhöhe, bei der die beiden deutschen Staaten auch voneinander hätten lernen können. Diese Chance wurde in meinen Augen verspielt.

Es war die erste frei gewählte Regierung der DDR, die mit darüber entschieden hat.

Ja, am 18. März 1990 haben die DDR-Bürger über ihre Zukunft abgestimmt und mehrheitlich Kohl und die D-Mark gewählt. Doch die Art und Weise und die Geschwindigkeit, mit der die DDR abgewickelt und die Wiedervereinigung vorangetrieben wurde, fand ich persönlich überhaupt nicht gut.

Die Wiedervereinigung hat das Grundgesetz und elementare Freiheiten gebracht. Das war kein Grund zur Freude?

Natürlich war und ist es toll, Presse-, Meinungs- und Reisefreiheit zu haben. Das Grundgesetz ist gut.

Viele Menschen verbinden das Thema Rechtsextremismus mit dem Osten. Gibt es ein regionales Problem?

Ich glaube, dass es sich viele sehr einfach machen, wenn sie mit dem Finger auf den Osten zeigen. Bei den letzten Landtagswahlen hatte die AfD in Baden-Württemberg 15 Prozent. 800.000 Leute haben diese Partei gewählt. Rechtsradikalismus ist also nicht nur im Osten ein Problem.

Eine Erklärung lautet, dass viele Menschen, die in der DDR aufgewachsen sind, mit der Demokratie nicht so viel anfangen können.

Das ist Blödsinn. Dass wir nicht in einer Demokratie gelebt haben, heißt ja nicht, dass wir sie nicht verstehen oder praktizieren können. Im Gegenteil. Wir sind auf die Straße gegangen und haben von unseren demokratischen Rechten Gebrauch gemacht. Aber es gibt in jedem System Leute, die für Demokratie streiten, und andere, die ihre Ruhe haben wollen. Das hat mit der DDR nichts zu tun.

Frau Brasch, fühlen Sie sich heute ostdeutsch, westdeutsch oder gesamtdeutsch?

Weder noch. Ich bin Ost-Berlinerin.

0



OST? WEST?

NACHWENDEKIND!

Wie heißt die Landeshauptstadt von Sachsen-Anhalt? Wenn Sie mit „Maagdeburg“ antworten, also die Stadt mit langem a aussprechen, kommen Sie mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der alten Bundesrepublik. Die Stadt heißt nämlich „Magdeburg“. Mit kurzem a. Wissen das wirklich nur die Ostdeutschen?

11

Die Frage etwas ernsthafter gestellt: Was macht Identität aus? Gibt es Unterschiede zwischen Ost und West? Eine junge Frau und ein junger Mann suchen Antworten auf diese Frage. Mareike Herz wurde 1994 in Sachsen geboren, Felix Weiser im September 1990 im Rheinland.

Beide nehmen an einem Projekt der Körber-Stiftung zum 30. Jahrestag des Mauerfalls und der deutschen Wiedervereinigung teil. Junge Menschen aus Ost und West der Geburtsjahrgänge 1989 bis 1994, „Nachwendekinder“, diskutieren über Geschichte und darüber, welchen Einfluss deutsche Teilung und Wiedervereinigung noch heute auf ihre Identität haben.

Im November 2019 trafen sich die Projektbeteiligten erstmals in Berlin. „Die Vergangenheit ist nie tot, wir beleben sie über unsere Geschichtsbilder immer aufs Neue“, gab ihnen der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk mit auf den Weg. Seitdem arbeiten sie in Workshops zu Identität, Familiengeschichte und Zeitzeugenbefragung. Die Ergebnisse präsentieren sie zum Tag der Deutschen Einheit in einer Broschüre und mit einem Podcast.

FELIX WEISER: WESTEUROPÄER IM WESTEN DEUTSCHLANDS

„Ich bin eine Woche vor der Wiedervereinigung zur Welt gekommen. Mein Vater erzählt gerne, dass er deswegen nicht an den Feierlichkeiten teilnehmen konnte. Er hätte mir das aber nicht übelgenommen.“

Von sich selbst sagt Weiser, er sei „vollkommen westdeutsch sozialisiert“. Geboren und aufgewachsen im Rheinland, studierte er in der westlichsten Stadt der Bundesrepublik, Aachen, in der er heute noch wohnt. Ein Auslandssemester zog Weiser nach Frankreich. Allein schon geografisch ist Aachen mit dem Westen Europas mehr als mit dem Osten Deutschlands verbunden: „Von Aachen bin ich mit dem Zug in einer Stunde in Brüssel, in zwei Stunden in Paris, in drei Stunden in London. Will ich aber nach Berlin, muss ich dafür eher acht bis neun Stunden einplanen“, sagt er.

Seine Identität zieht er aus seiner Familie. Die seines Vaters kommt aus Schlesien. Sie wurde nach dem Krieg nach Bremen in die amerikanische Besatzungszone



Mareike Herz: lebte und lebt überwiegend in sächsischen Städten.

Viel stärker empfinde er den Gegensatz zwischen Berlin und „Restdeutschland“. Überregionale Medien legten ihren Fokus spürbar auf Berliner Verhältnisse, wovon er in einer Stadt am Rande der Bundesrepublik nur wenig angesprochen werde. „Übrigens fühlt sich von hier aus auch Bayern mindestens so fern an wie Brandenburg“, sagt Weiser.

MAREIKE HERZ: IN „WESTBERLIN“ EIN OSSI GEWORDEN

„Mein Vater stammt aus Schwaben, meine Mutter aus Mecklenburg-Vorpommern, ohne deutsch-deutsche Wiedervereinigung gäbe es mich nicht“, beginnt Herz ihre Geschichte.

„Solange ‚Ossis‘ als diese adressiert werden, bin ich eine von ihnen.“

Mareike Herz

vertrieben, in der die Familie seiner Mutter lebte. Ohne die Vertreibung hätte es ihn wahrscheinlich gar nicht gegeben. Seine Großeltern hätten sich nie kennengelernt. Geschichte ist nicht vorhersehbar. Was mit Schrecken beginnt, kann sich immer auch zum Guten wenden. Der Großvater stieg durch Fleiß und harte Arbeit zum Elektroingenieur auf, sein Bruder ist heute noch Priester und Theologieprofessor. Zwei Karrieren, die in dem kleinen niederschlesischen Dorf ihrer Heimat kaum möglich gewesen wären.

Für Weiser sind die ostdeutschen immer noch die „neuen“ Bundesländer. Was ihn aber auch nicht weiter stört. Er findet das einfach nicht so wichtig. Erst das Nachwendekinder-Projekt führte ihn, abgesehen von einem Sommerurlaub an der Ostsee, nach Ostdeutschland.

Als junge Erwachsene lebte sie überwiegend in Städten Ostdeutschlands. Lange seien „Ossi“ oder „Wessi“ keine Kategorien gewesen, in denen sie sich verortete. Als sie ein Praktikum nach Köln führte, fühlte sich das schon anders an. Eine Liebesbeziehung schließlich ließ sie eine „waschechte Westberliner Familie“ kennenlernen. „Da erlebte ich, dass Ossi-Sein eine Rolle spielt, dass Ossis, die anderen, die Dummen, die weniger Gebildeten, weniger Welterfahrenen sind.“ Es traf sie. „Selbst wenn diese Leute nicht über mich als Person redeten, fühlte ich mich angegriffen, weil sie indirekt über meine Familie sprachen. Dabei bin ich doch diejenige, die weiß, dass meine Ost-Familie weder dumm noch ungebildet ist.“

Als Herz die Einladungs-E-Mail der Körber-Stiftung für das Nachwendekinder-Projekt erhielt, überlegte sie, warum sie daran teilnehmen wolle. „Weil ich Ostdeutsche bin“, wurde ihr klar. „Solange ‚Ossis‘ als diese adressiert werden, bin ich eine von ihnen.“ Sich genau damit auseinanderzusetzen, reizte sie.

Ein anderer Punkt nehme fast noch mehr ihrer Aufmerksamkeit in Anspruch: der Rechtsruck in der Gesellschaft. Oft werde als Erstes oder gar Einziges an den Osten gedacht. „Klar startete Pegida in Dresden und oft – wenn ich über die zunehmende Salonfähigkeit menschenverachtender Gedanken rede – spreche ich über die Orte, in denen ich selber lebe oder gelebt habe.“ Dennoch sei es ein gesamtdeutsches Phänomen.

DER MENSCH IST DIE SUMME ALL SEINER ERFAHRUNGEN

Was ist nun mit typisch Ost oder typisch West? Verallgemeinerungen seien schwierig, sagen Herz und Weiser. Oft gehe es um Stereotype, manchmal um Vorurteile. Und die werden immer von den anderen gesetzt. Wir Deutsche bekommen aus dem Ausland auch Stereotype zugeordnet. Die „German Angst“ hat es sogar in den internationalen Sprachgebrauch geschafft.

„Von Aachen aus fühlt sich Bayern mindestens so fern an wie Brandenburg.“

Felix Weiser



Aha-Effekte gab es im Projekt, als die Teilnehmenden den Perspektivwechsel versuchten. Ost schaute auf West und West auf Ost.

Aber: Jeder Mensch hätte seine ureigene Identität – geprägt von Eltern, Großeltern, der Region und der Geschichte seiner Familie –, sind sich Herz und Weiser einig.

Die deutsche Einheit hat den Osten mehr verändert als den Westen. Kein westdeutsches Nachwendechild fragt sich: „Was hat meine Familie eigentlich vor 1990 gemacht?“ Das machen nur Ostdeutsche – um ihre Identität zu finden.

HÖRT DAS IRGENDWANN AUF?

Wenn Nachwendechilder nach ihrer Herkunft gefragt werden und antworten, dass sie aus Dresden, Ostfriesland, dem Thüringer Wald oder Rosenheim seien, wird die Antwort von einigen noch immer nach den Kategorien Ost oder West eingeordnet und bewertet.

Weiser erzählt, dass ein Kollege aus Aachen, Anfang 20, neulich Jena besuchte. Für seinen Kollegen bedeute das Wort „Osten“ nur noch eine Himmelsrichtung, sagt Weiser.

Vielleicht gibt es in den Köpfen der nächsten Generation noch weniger Stereotype, wenn sie an Ost- oder Westdeutschland denken. Vielleicht passiert das Gleiche, wie wenn sie Nord- oder Süddeutschland sagen. Auf alle Fälle helfen solche Projekte wie das der Körber-Stiftung, ganz Deutschland zu einem Land ohne Vorurteile zu machen.

Felix Weiser: in Aachen zu Hause und verwurzelt.

LEBENSGEFÜHL EINHEIT



Sowohl Ost- als auch Westdeutsche fühlen sich in erster Linie als Deutsche (64 Prozent bzw. 80 Prozent).¹

Welche Bilanz ziehen die Menschen in Deutschland, wenn sie auf die Einheit und ihr jetziges Leben schauen? Haben sich Erwartungen erfüllt? Sind sich Ost und West nähergekommen?

14



80%

der Ost- wie Westdeutschen halten die friedliche Revolution für einen Glücksfall in der deutschen Geschichte.²

9

von 10

Deutschen halten die Wiedervereinigung für (teilweise) gelungen.³



90 Prozent der Bevölkerung sind mit der Lebensqualität in Deutschland (sehr) zufrieden. In Ostdeutschland 83 Prozent, in Westdeutschland 91 Prozent.⁵

57%

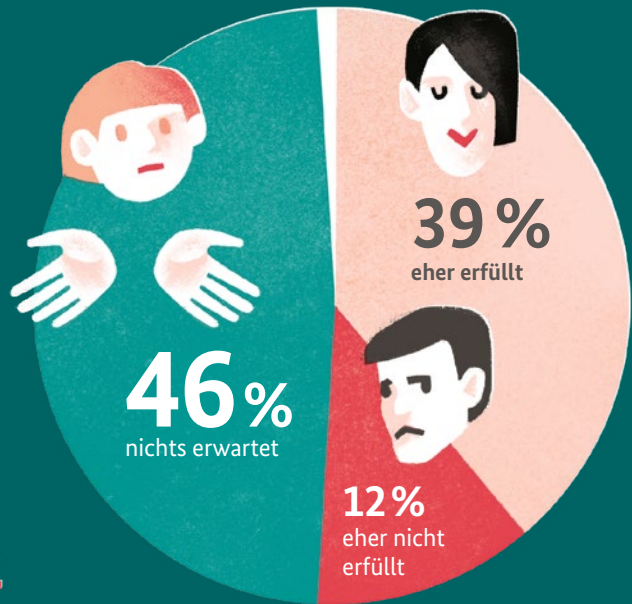
Die Mehrheit der Ostdeutschen (57 Prozent) fühlt sich immer noch als Bürger zweiter Klasse.⁴

^{1,3,4,7,8,9} Forsa-Umfrage für das Bundespresseamt zum Mauerfalljubiläum, 2019. ⁵ Forsa-Umfrage für das Bundespresseamt, März 2020, KW 12. ^{2,6} Konrad-Adenauer-Stiftung, Analysen & Argumente Nr. 376, November 2019. ^{10,11} Konrad-Adenauer-Stiftung, Regionale Vielfalt 30 Jahre nach der Wiedervereinigung, 2020.

ERWARTUNGEN DER „GENERATION 40+“
AN DIE EINHEIT⁹

61%

der Ostdeutschen sagen, dass es ihnen nach der Wiedervereinigung materiell besser geht.⁶



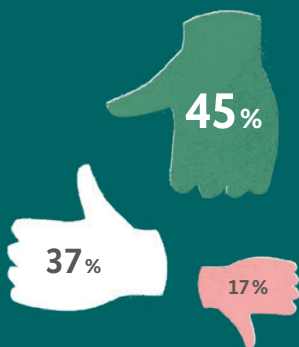
32 Prozent der Westdeutschen und 62 Prozent der Ostdeutschen empfinden die niedrigeren Löhne im Osten als größte Ungerechtigkeit.⁷

Ost- und Westdeutsche sind sich seit der Wiedervereinigung etwas nähergekommen. Das sagen 53 Prozent im Westen und 63 Prozent im Osten.⁸

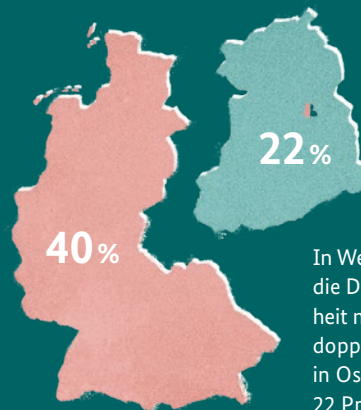


ZUFRIEDEN MIT DER DEMOKRATIE?

15



37 Prozent der Deutschen sind „sehr oder ziemlich“ zufrieden, 45 Prozent antworten „teils/teils“, 17 Prozent zeigen sich „sehr oder ziemlich“ unzufrieden.¹⁰



In Westdeutschland fällt die Demokratiezufriedenheit mit 40 Prozent fast doppelt so hoch aus wie in Ostdeutschland mit 22 Prozent.¹¹



DER BLICK VON AUSSEN

LIEBES DEUTSCHLAND,

ich habe mit dir seit einem halben Jahrhundert zu tun. Als Historiker und Journalist verfolge ich deine zahlreichen Wandlungen und habe noch immer nicht genug. Wir sind uns zum ersten Mal begegnet, als es noch zwei Versionen von dir gab. Polnische Machthaber freuten sich über Deutschlands Teilung. Ich nicht. Die DDR versperrte uns den Weg nach Westen.

Die Bundesrepublik war das andere Deutschland. Bonn half in den 80er Jahren der polnischen Opposition. Das schuf Vertrauen, auf dem man in der Wendezeit aufbauen konnte. Politiker der „Solidarność“, die nach 1989 leitende Posten im Staat übernahmen, sprachen sich ohne Wenn und Aber für die deutsche Wiedervereinigung aus.

Auf diesem Fundament konnte in den 90er Jahren das „Wunder der Freundschaft“ entstehen. Dass Helmut Kohl zu lange mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze gezögert hat, wurde schnell vergessen. Berlin war die treibende Kraft bei der Osterweiterung der Europäischen Union und bei der Aufnahme Polens in die NATO. Das war richtig. Die Corona-Krise hat gezeigt, dass viele Branchen ohne Arbeitskräfte aus Polen zusammenbrechen.

Die Deutschen haben den Euro gerettet und mit Hartz IV die eigene Wirtschaft in Ordnung gebracht. Aber warum übernehmen sie nicht endlich mehr Verantwortung für ihre Sicherheit und warum halten sie am Bau der Pipeline Nord Stream 2 fest, obwohl auch Experten an deren Sinnhaftigkeit zweifeln? Ich habe in Deutschland bewegende Momente erlebt. Ich hatte Tränen in den Augen, als im September 2015 Deutsche am Münchner Bahnhof Flüchtlinge mit offenen Armen empfingen. Und ich hatte Wut im Bauch, als ich in Dresden Pegida-Demonstranten hörte, die gegen Migranten hetzten. Liebes Deutschland, du kannst stolz sein auf den gutfunktionierenden Sozialstaat. Du solltest aber in der Außenpolitik mutiger agieren, denn von dir hängt die Zukunft der EU ab.

Und zum Schluss: Dir würde mehr Humor guttun. Als ich vor einiger Zeit eine Bahn-Fahrkarte an einem Berliner Bahnhof kaufte, erlaubte ich mir einen Witz. Beim Bezahlen mit einem 50-Euro-Schein sagte ich: „Bitte, hier ein Schein aus meiner privaten Druckerei.“ Statt des erwarteten Lachers hatte ich sofort das ganze Bahnhofsteam samt Polizei am Hals.

Deutschland, es muss nicht gleich die feine britische Art der Selbstironie sein, nimm dich aber einfach nicht so ernst!

Jacek Lepiarz,
polnischer Journalist



LIEBES DEUTSCHLAND,

die letzten zwei Jahre als Korrespondentin für El País in Berlin waren etwas ganz Besonderes. Mit der endenden letzten Amtszeit von Angela Merkel erlebe ich auch das nahende Ende einer Ära mit.

Trotz des in den vergangenen Jahren erreichten Wohlstands sind die extremen Rechten in den Bundestag eingezogen. Ich dachte immer, das sei undenkbar. Im vergangenen Jahr, 30 Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer, begann ich, diese Polarisierung etwas besser zu verstehen. Ich reiste durch das Land und sprach mit Deutschen verschiedener Generationen, wollte mehr über ihre Erfahrungen und vor allem ihre Gefühle wissen. Ich verstand das Gewicht der deutschen Geschichte, das noch heute auf den Schultern vieler Menschen liegt. Ich verstand, wie sich der Gewinn von Freiheit damals angefühlt haben muss. Ich spürte den Stolz, dabei gewesen zu sein, aber auch die Enttäuschungen. Es war mir bis dahin nicht bewusst, dass diese Menschen mehrere Leben in einem lebten.



Ich bestaune die Wiedervereinigung in Deutschland und ganz Europa. Die nachfolgenden deutschen Regierungen haben Milliarden Euro für die Angleichung der Lebensbedingungen von Ost- und Westdeutschen aufgewendet. Aber ich sehe auch, dass nach drei Jahrzehnten immer noch viel zu tun bleibt. Dass es Gefühle gibt, die das Leben und die Politik genauso oder mehr prägen als eine neue Autobahn oder der Solidaritätszuschlag. Ich habe erlebt, wie stark der Wunsch vieler Menschen des Ostens nach Anerkennung ihres früheren Lebens ist. Ich habe erfahren, dass Enttäuschungen und das Gefühl fehlender Wertschätzung auch an die nächste Generation weitergegeben werden. Und ich habe verstanden, dass eben an diesen Gefühlen nun jene ansetzen, die Frustration und dadurch gewachsenen Groll für ihre politischen Zwecke ausnutzen wollen.

Besonders beeindruckt hat mich ein Gespräch mit einem jungen Mädchen aus dem Osten. Sie erklärte mir, dass sie und ihre Familie erst jetzt – 30 Jahre später – beginnen, alles zu verarbeiten. Dank Facebook-Gruppen, Podcasts sowie der Debatte, die mit neuer Kraft wiederaufgeflammt ist. Das sei heilend und notwendig. Sie schließe langsam Frieden mit ihrem Land und seiner Vergangenheit. „Dies ist der Moment, auf den ich mein ganzes Erwachsenenleben lang gewartet habe“, sagte sie. Dank ihr habe ich verstanden, dass die Verarbeitung der Geschichte auch 30 Jahre nach der Wiedervereinigung noch nicht abgeschlossen ist.

Ana Carbajosa,
spanische Journalistin





DIE BERLINER MAUER TEILT NICHT MEHR – SIE VERBINDET

18

Rund 155 Kilometer lang, knapp vier Meter hoch. Wachtürme, Todesstreifen, Mauertote. Mehr als 28 Jahre durchschnitt die Berliner Mauer die Stadt und trennte Menschen in Ost und West. Damit war sie das Symbol der Teilung Deutschlands und Europas. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1989 fiel die Berliner Mauer. Die deutsche Einheit war nicht mehr aufzuhalten, die europäische Einigung nahm Fahrt auf.

Heute ist die Mauer länger verschwunden, als sie stand. Einige Segmente findet man aber noch in Berlin, weitere sind in ganz Europa verteilt. Sie stehen an symbolträchtigen Orten: vor dem Gebäude der Europäischen Kommission in Brüssel, vor

dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg oder im luxemburgischen Schengen. Mauersegmente sind in Städten fast aller EU-Mitgliedstaaten aufgestellt – von Portugal bis in die baltischen Staaten. Sie sind Mahnmal und Freiheitssymbol zugleich. Die Reste der Berliner Mauer verbinden die Menschen in Europa!

VIELE STIMMEN, EINE BOTSCHAFT

Vom „Wind of change“ sang die Rockband Scorpions im Jahr 1990. Unter anderem mit dieser „Hymne der Wende“ wollen tausende Sängerinnen und Sänger zum 30. Jubiläum der deutschen Einheit für Gänsehaut-Momente sorgen.

Musik verbindet, damals wie heute. Die Initiative „Deutschland singt“ setzt damit ein Zeichen für Dankbarkeit und Hoffnung, für eine friedliche Zukunft in Deutschland und der Welt. Ins Leben gerufen wurde das Projekt von einem Netzwerk aus Politik, Theologie, Kultur und Gesellschaft. In bis zu 500 Städten und Dörfern möchte man die deutsche Einheit gemeinsam über alle Generationen hinweg feiern und auf die Bedeutung des Feiertages aufmerksam machen: Nach 40 Jahren der Trennung wurde Deutschland wieder eins, ein einmaliges historisches Ereignis, ein magisches.

Gestartet war das Projekt „Deutschland singt“ bereits vor Beginn der Corona-Pandemie, doch selbst die konnte es nicht stoppen. In Online-Proben wurde deutschlandweit gesungen, so dass am 3. Oktober die Aktion unter dem Motto „30 Jahre Freiheit und Einheit – die deutschlandweite Danke-Demo“ stattfinden kann. Gemeinsam wird mit Kerzen an die Friedensgebete und die friedliche Revolution in der DDR erinnert. Bekannte Lieder werden gesungen, um Danke zu sagen, für den Fall der Mauer und für die Freiheit, für Gerechtigkeit und Vielfalt, für 30 Jahre Frieden und offene Grenzen. Und für vieles mehr.

Mehr Infos:
www.3-oktober-deutschland-singt.de



SCHWARZROTGOLD KOSTENLOS BESTELLEN

Als Druckexemplar einzeln
oder im Abo (vier Mal/Jahr):

Tel.: 030 18 272 272-1

Mail: publikationen@bundesregierung.de

Unter www.bundesregierung.de/publikationen
auch als **Download**

Als **digitalen Newsletter**:

www.bundesregierung.de/abos

HÖRFASSUNG



KONTAKT

www.bundesregierung.de

Mail: internetpost@bundesregierung.de

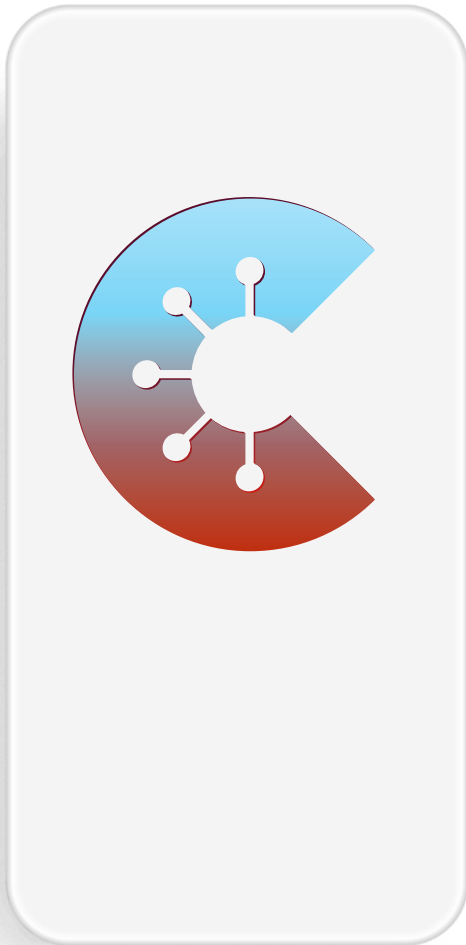
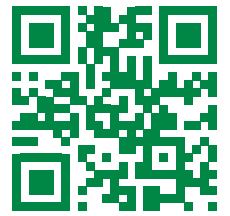
Tel.: 030 18 272 272-0

Folgen Sie der Bundesregierung auf:



19

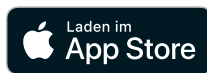
Hier geht es zur App!



DIE CORONA-WARN-APP:

HILFT INFEKTIONS- KETTEN ZU UNTERBRECHEN.

Jetzt die Corona-Warn-App herunterladen
und Corona gemeinsam bekämpfen.



Die
Bundesregierung